

Inklusion – Selbstverständnis und Grundprinzip einer Katholischen Schule? Bildungsqualität und Chancengerechtigkeit als Leitidee der Weiterentwicklung Katholischer Schulen

Dr. Joachim Schmidt, Rottenburg

...ein schwieriger Titel

*Liebe Kolleginnen und Kollegen,
sehr geehrte Damen und Herren,*

vielleicht haben manche von Ihnen bei der Lektüre meines Vortragstitels etwas den Kopf geschüttelt. Eine der unumstößlichen Wahrheiten von Rednern ist es ja, dass wenn man das, was man sagen will, nicht kurz sagen kann, man es besser gar nicht sagen sollte. Eigentlich hätte ich meinen Vortrag viel kürzer ankündigen sollen, etwa so:

Inklusion an Katholischen Schulen!

Oder vielleicht etwas ehrlicher:

Inklusion an Katholischen Schulen?!

Hoffentlich nicht so:

Inklusion an Katholischen Schulen????????????????????????????????????

Wenn ich auf die Schulen schaue, die sich unter dem Dach unserer Stiftung versammeln, dann wird mir immer deutlich, wie wichtig es ist, gerade im Bereich der Inklusion nicht mit der Perspektive des Besserwissers zu kommen. Es gibt, davon bin ich zutiefst überzeugt, so viele Wege zur Inklusion wie es Schulen gibt. Jede Schule beginnt an einer anderen Stelle – jede Schule hat unterschiedliche Vorerfahrungen – jede Schule kommt aus einer anderen Tradition und verortet sich in einem anderen Umfeld, usw: usw:

Und darum bin ich froh, dass sich im langen Titel meines Vortrags wenigstens ein Fragezeichen findet. Ich werde Ihnen hier nicht (und Sie werden es auch nicht ernsthaft erwartet haben) den Weg oder die Idee einer inklusiven Schulentwicklung liefern. Ich möchte Ihnen von unserem Weg erzählen – und auch dabei kann ich nur von uns als Dachverband sprechen, der eine grundsätzliche Richtung vorgeben kann, die Schulen aber vor allem auf ihrem jeweiligen Weg unterstützt und begleitet.

2. Ein biblisches Leit-Bild

Was also ist das Wichtigste, wenn wir auf unsere Katholischen Schulen und ihre ganz unterschiedlichen Voraussetzungen und Ausgangslagen schauen?

Aus meiner Sicht brauchen wir als Katholische Schulen zunächst einmal den Blick auf unsere Wurzeln, auf das Fundament unserer Überzeugungen und unserer Pädagogik. Ich beginne daher mit einem Leit-Bild, einem Bild also – wörtlich und im übertragenen Sinne –, das aus meiner Sicht gut die Zentralidee beschreibt, die wir für die Weiterentwicklung unserer Schulen brauchen.

Es ist meine feste Überzeugung und – soweit man dies schon beurteilen kann auch schon meine Erfahrung –, dass wir uns im scheinbar Nicht-Bewältigbaren verlieren, wenn wir nicht mit einem Bild vor Augen antreten, das uns antreibt und motiviert. Anschließend will ich versuchen, aus diesem Leit-Bild heraus in einigen Thesen zu beschreiben, die aus meiner Träger-Sicht besonders zentral erscheinen, um inklusionsorientierte Schulentwicklung voranzubringen und welche Erfahrungen wir damit machen.

Ich greife dafür auf eine nicht so bekannte Geschichte aus dem Buch Genesis zurück – auf eine komplizierte Dreiecksgeschichte um Abraham, Sarai und ihre Sklavin Hagar. Weil Sarai nicht schwanger wird, so wird erzählt, zeugt Abraham ein Kind mit Sarais ägyptischer Magd Hagar. Es kommt zum Konflikt zwischen den beiden Frauen, weswegen Hagar in die Wüste flieht. Dort findet sie der "Bote des Herrn", d.h. Gott selbst in seiner irdischen Gestalt und Gott spricht Hagar an (1. Mose 16, 8-13, Neue Züricher Übersetzung):

„Hagar, Magd Sarais, wo kommst du her, und wo gehst du hin? Und sie sagte: Vor Sarai, meiner Herrin, bin ich auf der Flucht.

Da sprach der Bote des HERRN zu ihr: Kehr zurück zu deiner Herrin und ertrage ihre Härte.

Und der Bote des HERRN sprach zu ihr: Ich werde deine Nachkommen reichlich mehren, dass man sie nicht zählen kann in ihrer Menge. (...) Sieh, du bist schwanger und wirst einen Sohn gebären, und du sollst ihn Ismael nennen, denn der HERR hat auf deine Not gehört.“

Daraufhin nennt Hagar den Namen des HERRN, der zu ihr geredet hatte: „Du bist EL-Roi“, das heißt übersetzt: Du bist der **Gott, der mich sieht**. Und Hagar unterstreicht dies noch einmal: „Wahrlich, hier habe ich dem nachgesehen, **der auf mich sieht**.“

In dieser Geschichte erfährt Hagar, eine ausgenutzte und abgelehnte Frau in hoffnungsloser Lage, die direkte und ungeteilte Aufmerksamkeit Gottes. Der verlangt zwar etwas Unzumutbares von ihr, nämlich in die schwierige Dreiecksbeziehung zurückzugehen, spricht ihr aber dafür Mut zu. Für Hagar bedeutet schon die Tatsache, dass sie in ihrer Situation wahrgenommen und **angesehen** wurde, unendlich viel. Ermutigt und in der Gewissheit, nicht allein zu bleiben auf ihrem weiteren Lebensweg, kehrt sie zurück zu Abram und Sarai.

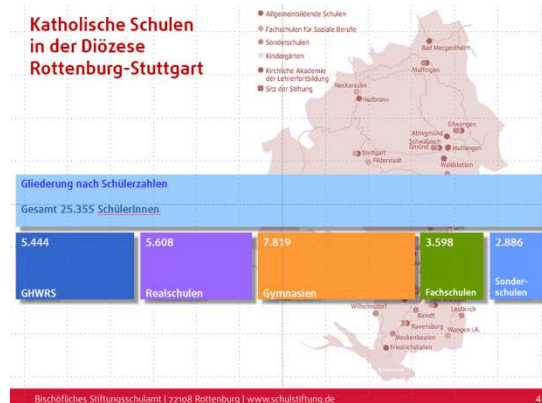
Das ist für mich ein motivierendes, ein packendes Leit-Bild: Schule unter der Perspektive eines Gottes zu entwickeln, der mich ansieht, der jedes Kind ansieht – mit seinem Blick, der nicht abschätzend, nicht prüfend ist, der nicht auf meine Geschichte schaut, nicht auf meine Behinderung, nicht auf das, was ich nicht kann, sondern der mich ansieht mit dem liebenden Blick eines Vaters, der sehr mütterliche Züge hat..

Der Blick auf die Wurzeln, auf den Gott, der uns, der jedem Menschen Ansehen und Würde verleiht, dieser Blick ist es, der uns als Katholische Schulen antreiben muss. Wir können und dürfen Inklusion nicht nur als politischen Auftrag verstehen – für uns erwächst dieser Auftrag, jedem Kind gerecht werden zu wollen, aus der Mitte unseres Glaubens.

Inwieweit kann nun ein solches biblisches Leit-Bild orientierend sein für die Entwicklung von Katholischen Schulen? Ich möchte dazu thesenartig einige Überlegungen beisteuern, die ich selbst noch als vorläufig betrachte,

die aber unseren aktuellen Erkenntnisstand zu diesem Thema zusammenfassen.

Lassen Sie mich dazu zuerst einen kurzen Blick auf unsere Schullandschaft in der Diözese Rottenburg-Stuttgart werfen:



Was also erscheint mir aus Trägerperspektive wichtig, wenn wir uns innerhalb dieser bunten und sehr verschiedenartigen Schullandschaft mit dem Thema Inklusion befassen?

These 1: Inklusion muss eingebettet sein in ein übergreifendes Verständnis davon, was die Aufgabe Katholischer Schulen ist und für wen sie da sein sollen.

Wir hatten die glückliche Fügung, dass wir uns mit den Schulen der Stiftung seit ca. drei Jahren in einem intensiven Profilbildungsprozess befinden: 50 Jahre nach der Gründung des Kerns der Katholischen Diözesanschulen und 30 Jahre nach der Einführung des Marchtaler Plans wollten wir uns – gemeinsam mit den Schulleitungen, den örtlichen Schulträgern, den Eltern und Schülern – Gedanken darüber machen, was es heißt, am Beginn des 21. Jahrhunderts Katholische Schule zu sein, welche Aufgaben diese Schulen in der Gesellschaft von heute besitzen und welche Rolle ihnen in einer sich stark verändernden religiösen und kirchlichen Großwetterlage zukommt.

Diesen Diskussionsprozess haben wir in einem gemeinsamen Grundlagenpapier zusammengefasst, der u.a. sechs Leitlinien enthält, die für die Zukunftsentwicklung der Katholischen Schulen in der Diözese verbindlichen Charakter besitzen. Im Blick auf die Geschichte Katholischer Schulen, insbesondere vieler Ordensschulen, wurde klar, wie

deutlich diese immer schon für Kinder am Rand der Gesellschaft, für Bildungsbenachteiligte eingesetzt haben und wie sehr genau dies schon immer ihre Aufgabe war und ist.

Leitlinie 4:

Katholische Schulen nehmen die Einzigartigkeit und Vielfalt aller Schülerinnen und Schüler als Geschenk, die Förderung ihrer individuellen Anlagen und Fähigkeiten als Aufgabe wahr. So verschieden die Schülerinnen und Schüler sind – alle besitzen sie die gleiche Würde, haben eine Bedeutung und Aufgabe für die Welt und für unsere Gesellschaft. Unter anderem an dieser Haltung entscheidet sich die Glaubwürdigkeit eines christlichen Bildungsangebotes für die Gesellschaft.

Dies verlangt von ihnen, Vorreiter zu sein, wenn es beispielsweise darum geht, adäquate schulische Angebote für Schülerinnen und Schüler mit besonderen Bedürfnissen und speziellen Förderbedarfen anzubieten oder Kinder aus Familien aufzunehmen, die von Armut, Flucht und Vertreibung betroffenen sind. Dem Gedanken der Inklusion sind Katholische Freie Schulen deshalb in besonderem Maße verpflichtet.“

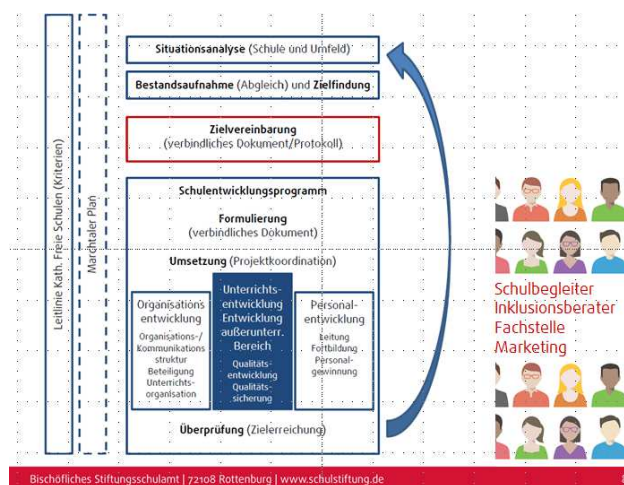
Für die Frage der Motivation von Schulen, sich auf Inklusion einzulassen, erscheint mir dieser Prozess im Nachhinein sehr zentral, macht es doch einen großen Unterschied, ob ich den Weg der Inklusion gehe, weil eine Landesregierung ein entsprechendes Gesetz erlässt oder weil wir uns – im Blick auf unsere Herkunft und Geschichte – darauf verständigt haben, für wen wir als Katholische Schulen in ganz besonderer Weise da sein wollen.

Wenn wir uns darauf geeinigt haben, dass sich unter anderem an diesem Punkt die Frage entscheidet, ob eine Schule eine Katholische Schule ist oder nicht, dann sprechen wir in der Folge über was „Wie“ von Inklusion, nicht mehr über das „Ob“. Wenn klar ist, dass der „Gott, der uns anschaut“ nicht auf die Hautfarbe, nicht auf den Geldbeutel der Eltern und nicht auf körperliche oder geistige Voraussetzungen schaut – dann darf sich die Frage nicht mehr stellen, ob eine Kirchliche Schule eine inklusive Schule sein muss. Sie muss es – nicht, weil die Politik es uns sagt, sondern weil wir sonst nicht mehr Katholische Schule sind.

These 2: Schulen brauchen für die Umsetzung einer inklusiven Schulentwicklung klare Rahmenvorgaben und strukturelle Unterstützung

Wie kommen wir in einem zweiten Schritt von diesen sehr grundsätzlichen Profilfragen zum inklusiven Handeln? Klar ist, dass es hierfür inhaltliche und strukturelle Vorgaben und Hilfen geben muss.

Für uns war die Entwicklung der Leitlinien nur ein erster Schritt und es war uns immer klar, dass wir nicht eine weitere Hochglanzbroschüre im Regal unserer Schulen brauchen, sondern dass wir Strukturen schaffen müssen, die die Weiterarbeit mit diesen Leitlinien ermöglichen.



Eine dieser Strukturhilfen ist die verbindliche Vorgabe, wie mit den Leitlinien im Bereich der Schulentwicklung weiter zu verfahren ist. Jede Schule wird sich in den kommenden 3-5 Jahren mit einer unserer sechs Profilbildungs-Leitlinien beschäftigen und sich diese zum Schwerpunkt ihrer Schulentwicklung machen. Im Bereich dieser Leitlinie werden gemeinsam mit uns als Dienst- und Fachaufsicht verbindliche Ziele festgelegt, die in einem Schulentwicklungsprogramm auf die Ebene konkreter Vorhaben und Projekte heruntergebrochen (oder je nach Sichtweise: hinaufgehoben) werden.

In diesem Prozess werden die Schulen unterstützt durch das Team des Bischoflichen Stiftungsschulamtes

Speziell für den Bereich der Inklusion konnten wir in einem dreijährigen Modellprojekt „Inklusionsorientierte Schul- und Unterrichtsentwicklung“ im Hinblick auf die notwendigen Unterstützungsstrukturen für eine inklusionsorientierte Schulentwicklung folgende darüber hinausgehenden Elemente ausmachen:



Uns war es wichtig, im Modellprojekt nur solche Strukturen anzubieten, die wir nachher auch allen Schulen anbieten können. Modellprojekte leiden ja oft unter dem Problem, dass sie kurzfristig Ressourcen zur Verfügung haben, die im Dauerbetrieb wieder wegbrechen. Das aber erschien uns nicht nachhaltig. Die genannten Unterstützungssysteme werden daher jetzt, nach Abschluss des Modellprojekts auch allen unseren Schulen angeboten.

Im Modellprojekt befanden sich sowohl allgemeinbildende Regel- als auch Sonderschulen, die seit einem Jahr „Sonderpädagogischen Bildungs- und Beratungszentren“ heißen, und beide sollten wo immer möglich kooperieren. Derzeit befinden wir uns im Land Baden-Württemberg im Umbruch: das Schulgesetz sieht im Land keine Abschaffung der SBBZs vor, sondern ein qualifiziertes Wahlrecht der Eltern. Dennoch stehen wir vor der Aufgabe, den bisherigen Sonderschulen dabei zu helfen, sich zu „Sonderpädagogischen Bildungs- und Beratungszentren“ weiterzuentwickeln. Wir tun dies, indem wir die beiden schulischen Systeme einander annähern – in kleinen Schritten, die aber alle in die gleiche Richtung gehen: von Hospitationsseminaren in gemischten Gruppen aus Sonderpädagogen und Regelschullehrern, in Flüchtlingsförderklassen, in der konsequenten Öffnung unserer Akademieseminare für alle Schularten und Schulformen usw. (-> Verweis Workshop Dr. Adrian)

These 3: Es braucht für eine inklusionsorientierte Schulentwicklung ein geteiltes Verständnis, was man unter Inklusion verstehen will.

Von den vielen möglichen inhaltlichen Unterstützungsleistungen für die Schulen, die sich auf den Weg einer inklusionsorientierten Schulentwicklung begeben möchten, will ich nur diesen einen Punkt herausgreifen.

Dabei ist die These zunächst einmal eine Banalität. Natürlich muss man wissen, wovon man spricht, bevor man daran gehen kann, hehre Ideale in die (manchmal eben auch banale, immer aber konkrete) Schulwirklichkeit zu übertragen.

Wir haben aber im Kreis der Verantwortlichen gemerkt, dass der Diskussionsprozess, sich auf ein gemeinsames Verständnis von Inklusion einzulassen, dann spannend wird, wenn man bereit ist, ihn ehrlich zu führen. Für uns hieß dies, ein Verständnis von Inklusion zu formulieren, das nicht nur auf dem Papier steht, sondern hinter dem wir ehrlich stehen können und dessen Konturen auch jemand erkennen kann, der dieses Verständnis in der Wirklichkeit unserer Schulen sucht...

Im Gesprächsprozess kamen daher plötzlich Fragen auf wie:

- Gehen wir ehrlich mit unserem eigenen Anspruch um, wenn wir an einem gegliederten Schulsystem innerhalb unserer Katholischen Schulen festhalten?
- Was machen wir – ganz ehrlich – mit den Eltern an unseren Schulen, die sich für ihr Kind letztlich doch eine „etwas luxuriösere“ Schule gewünscht haben – wo vielleicht behinderte Kinder noch willkommen wären, Flüchtlinge oder Kinder aus bildungsferneren Schichten aber schon viel weniger?
- Aber auch fast etwas abwegig klingende Fragen, wie: Was machen wir in Zukunft mit unseren Mädchenschulen – können wir ernsthaft behaupten, dass sie „Schulen für alle“ sind?

Sich diesem Prozess ernsthaft und aufrichtig zu stellen heißt auch, sich ehrlich einzugestehen, dass man mit der eigenen Realität an den Schulen noch weit weg ist von Hochglanzansprüchen – es ist ein Schritt, der eher in die Demut führt als in einen Hurra-Optimismus. Aber vielleicht steht dieser Schritt uns als Katholischen Schulen gerade deswegen gut zu Gesicht.

Wir haben daher lange mit uns gerungen, wie wir unser gemeinsames Inklusionsverständnis formulieren und haben uns letztlich dazu entschlossen, einerseits einen Text zu formulieren, der unserem

Selbstverständnis als Katholischen Schulen entspricht und der eine Zielperspektive formuliert, auf die wir alle mit Überzeugung hinarbeiten:

„Der Marchtaler Plan ist geprägt von dem Grundgedanken, alle Kinder und Jugendlichen mit ihren Potenzialen und Stärken wahrzunehmen und ihnen in ihrer Verschiedenheit gerecht zu werden. Dadurch verwirklichen Katholische Schulen ganz konkret die biblische Überzeugung, dass jeder Mensch von Gott bei seinem Namen (Jes 43,1) gerufen ist (...)

Katholische Schulen sind deshalb grundsätzlich offen für alle, die dort lernen möchten. Sie sind geprägt von einer stärkenorientierten Haltung und einer Perspektive aller auf alle (Lehrer, Schüler, Mitarbeiter). Ziel ist es, den Anspruch auf individuell angemessene Förderung und Unterstützung umfassend einzulösen, allen Kindern und Jugendlichen respektvoll zu begegnen und ihnen eine gleichberechtigte, selbstbestimmte und aktive Teilhabe an Bildung zu ermöglichen. Dazu bedarf es pädagogischer Konzepte, die Heterogenität bewusst als Lernchance nutzen.“

Gleichzeitig aber haben wir uns dazu entschlossen, zwei weitere Schritte zu unternehmen, um inklusive Schulentwicklung konkret voranzubringen:

- Zum einen erarbeiten wir eine Handreichung für Schulen, die sich auf den Weg einer inklusionsorientierten Schulentwicklung machen. Diese enthält Hinweise...
 - ... welche Unterstützung sie in der Vorbereitungszeit vom BSSA erwarten können,
 - ... welche Schritte in einer Vorbereitungszeit notwendig sind und warum,
 - ... welche Akteure in die Schulentwicklungsarbeit mit einzubeziehen sind,
 - ... welche Aspekte einer inklusionsorientierten Schulentwicklung wichtig sind,
- Zum andern möchten wir eine Art Strategiegruppe ins Leben rufen, in der Ideen für die weitere Entwicklung der SPBZ diskutiert werden.

In dieser Verbindung von gemeinsamer Zielformulierung und konkreten Schritten erhoffen wir uns für unsere Schulen einen Zukunftsweg, der klar auf das Ziel ausgerichtet ist, aber genug Sicherheit gibt für erste, vielleicht auch kleine Schritte.

These 4: Inklusionsorientierte Schulentwicklung braucht in ihrem Kerngebiet, der Unterrichtsentwicklung, geteilte pädagogische Überzeugungen und Konzepte

Ich habe in diesem Vortrag immer wieder von Haltungen gesprochen, wenn es um das Feld der inklusionsorientierten Schulentwicklung ging – oft aber auch von Strukturen, die den einzelnen unterstützen seinen Haltungen im Alltagshandeln eine Form zu geben. Beides erscheint mir gerade im für Schule so zentralen Feld des Unterrichts ebenfalls Hand in Hand zu gehen.

Inklusionsorientierte Unterrichtsentwicklung braucht zunächst einmal pädagogische Überzeugungstäter, diese aber brauchen auch ein geteiltes pädagogisches Fundament, um gemeinsam Schule entwickeln zu können.

Für uns als Stiftung erweisen sich die Strukturen des Marchtaler Plans hierbei natürlich als besonders hilfreich, da sie eine von den Mitarbeitern geteilte pädagogische Ausrichtung bieten, die sowohl in Regelschulen als auch in Sonderschulen praktiziert wird.

- Im Morgenkreis, der jede Schulwoche eröffnet und oft auch im Abschlusskreis, der die Woche beschließt, begegnen sich Kinder, Lehrkräfte und pädagogische Mitarbeiterinnen von vornherein nicht in ihren klassischen Rollen. Es begegnen sich hier Menschen, die aus den unterschiedlichen Lebenswelten des Wochenendes wieder gemeinsam in der Schule ankommen. Im Morgenkreis treten die unterschiedlichen Voraussetzungen, die die Kinder mitbringen oft ganz in den Hintergrund und eröffnen „Wege vom Hören zum Aufnehmen, vom Sehen zum Anschauen, vom Schweigen zum Stillwerden“.*
- Die Freie Stillarbeit, mit der täglich – außer eben Montags – das Schulleben beginnt, stellt in besonderer Weise das eigenverantwortliche Arbeiten und Handeln in den Mittelpunkt. Als Strukturelement ist es fest in den Tagesablauf der Schule integriert. Im Kontext einer inklusiven Unterrichtsentwicklung bieten diese Zeiten natürlich ideale Voraussetzungen, um individuelles Lernen zu ermöglichen und weiter zu entwickeln. Hier sehen wir gerade für uns die Aufgabe darin, Lehrkräften (die teilweise seit Jahrzehnten die Freie Stillarbeit begleiten) auch klar zu machen, dass das Setting der Freien Stillarbeit und die große Erfahrung, die die Lehrkräfte in*

der Arbeit mit der Struktur und den Materialien der Freiarbeit besitzen, optimal für die inklusive Arbeit sind.

- Der Vernetzte Unterricht schließlich ist eine Struktur, in die einige der klassischen „Unterrichtsfächer“ einfließen. Es ist kein fächerübergreifender Unterricht, da im Mittelpunkt nicht die einzelnen Fachlogiken stehen. Vernetzter Unterricht stellt vielmehr Inhalte und Sachverhalte jeweils so zusammen, dass nur zusammengefügt ist, was erkennbar sachlich zusammengehört und in der jeweiligen Entwicklungsstufe erfassbar ist. Für die Entwicklung inklusiver Unterrichtssettings können wir hier auf Erfahrungen unserer SPBZ zurückgreifen, die seit vielen Jahren bspw. für Kinder mit Förderschwerpunkt geistige Entwicklung den Marchtaler Plan für die Grund- und Hauptschule auf die Bedürfnisse dieser Kinder anpassen und so auch zeigen, dass der Vernetzte Unterricht große Chancen für differenzierende Lernangebote bei gleichen Themen bietet.

So bietet der Marchtaler Plan uns eine große Chance für die inklusive Unterrichtsentwicklung – diese Chance aber haben unsere Schulen teilweise noch gar nicht entdeckt. Und klar ist auch: selbst die besten „Werkzeuge“ brauchen Personen, die sich ihrer bedienen. Daher stelle ich meine fünfte These an den Schluss, bin aber überzeugt davon, dass sie in ihrer Bedeutung kaum zu überschätzen ist.

These 5: Inklusionsorientierte Schulentwicklung ist ohne intensive Personalentwicklung (derzeit noch) nicht denkbar

Völlig klar ist uns: Mit den allerbesten Definitionen, den effektivsten Strukturen und den besten didaktischen Werkzeugen werden wir auf dem Feld der Inklusion nichts erreichen, wenn es uns nicht gelingt, die Menschen – in unserem Fall also: die Lehrkräfte und pädagogischen MitarbeiterInnen – für die Idee der Inklusion zu begeistern, sie auf diesem Gebiet sicher zu machen und zu professionalisieren.

Sehr viel Zeit, Energie und – einmal sei's gesagt: auch Geld – investieren wir daher in die Fortbildung. Immer wieder im Verlauf des Vortrags habe ich Veranstaltungen erwähnt, die sich in unseren Kontexten sehr bewährt haben.

An dieser Stelle möchte ich nur auf drei Aspekte dieser Personalentwicklungsarbeit näher eingehen:

1. Der erste Aspekt beschäftigt sich mit der Frage der Nachhaltigkeit von Seminarangeboten. Wir haben uns im Bereich der Stiftung immer stärker darum bemüht, das Seminarangebot der Akademie nicht als Bauchladen zu verstehen. Personalentwicklung ist ein strategisch anzulegender Prozess. Daher führen wir seit zwei Jahren immer im Zeitraum zwischen dem Erscheinen des Akademieprogramms nach Ostern und den Sommerferien Gespräche mit unseren Schulleitungen. Dabei stehen folgende Fragen im Mittelpunkt:
 - a. Wohin soll sich die Schule in den nächsten 3-5 Jahren entwickeln?
 - b. Was soll der Schwerpunkt im nächsten Schuljahr sein?
 - c. Welches Know-How und welche Fortbildungen braucht es hierfür?
 - d. Wer ist geeignet und motiviert, diese Fortbildungen zu besuchen?

Gerade im Bereich der inklusiven Schulentwicklung ist für uns sehr gut erkennbar, dass eine solche strategische Planung wesentlich stringenter Ergebnisse zeitigt als wenn ein Kollege sich beim Durchblättern des Akademieprogramms eher zufällig von der einen oder anderen Veranstaltung angesprochen fühlt.

2. Ein zweiter Aspekt hängt ebenfalls mit dem Aspekt der Nachhaltigkeit zusammen, dieses Mal aber eher auf der subjektiven Ebene. Wir setzen seit etwa 5 Jahren Schwerpunkte im Bereich der Akademiearbeit – und zwar auf solche Seminare, die unseres Erachtens besonders gut dazu geeignet sind, Haltungen zu entwickeln. Ich kann das an einem Beispiel deutlich machen, dem Bereich von Kommunikation und Gesprächsführung. Hier kann man natürlich in ein- oder zweitägigen Seminaren Techniken erwerben, die erst einmal helfen. Wir dagegen setzen zum einen auf einen durchgängigen und einheitlichen Ansatz, den personenzentrierten Ansatz, der sehr stark auf die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit ausgerichtet ist und den zu erlernen daher einfach auch genügend Zeit für Selbstreflexion, Austausch und Übung braucht. Wir führen das Seminar daher in mehreren mehrtägigen Modulen durch und bekommen immer wieder rückgemeldet, wie erstaunlich sich das eigene Gesprächsverhalten im Zuge solcher Seminare ändert und wie sehr sich auch die Kommunikation unter

Kollegen oder an einer ganzen Schule ändert, wenn mehrere oder gar alle KollegInnen durch solche Seminare gegangen sind. Das Beispiel von Kommunikation und Gesprächsführung ist für mich ein Beleg dafür, dass sich inklusive Haltungen nicht nur in Maßnahmen fördern lassen, die die Inklusion in der Überschrift tragen, sondern auch an vielen kleinen Stellen des Schul- oder Trägeralltags.

3. Auf ein Seminar möchte ich noch konkret eingehen, weil es uns in besonderer Weise am Herzen liegt. In der Diskussion mit dem Land über die Inklusion und die Förderung der privaten Schulen ist uns immer deutlicher geworden, dass wir nicht darauf warten können bis das Land oder irgendjemand uns die Ressourcen zur Verfügung stellt, um auf breiter Basis Lehrkräfte zu befähigen, mit inklusiven Settings umzugehen. Daher haben wir damit begonnen, eine eigene 2-jährige Fortbildung auf die Beine zu stellen.

Auch hier geht es uns vorrangig um die Entwicklung von inklusiven Haltungen, es geht aber auch um das konkrete Know-How, darum, Sicherheit zu gewinnen bei den Schritten hin zu einer Schule für immer mehr und schließlich für alle Kinder.

Schluss

Meine sehr geehrten Damen und Herren,
ich habe Ihnen am Beginn meines Vortrags die Geschichte der Magd Hagar mitgebracht und ihre Erfahrung mit dem Gott, der sie anschaut. Das war vielleicht ein gewagtes Unterfangen, da Hagar ja zurückkehren muss in ganz und gar uninklusive Strukturen von Sklaverei, Abhängigkeit und weitgehender Rechtlosigkeit. Ich habe Ihnen aber bislang das Ende der Geschichte vorenthalten. Hagar gebärt ihren – und Abrahams – Sohn und nennt ihn: Ismael, das heißt übersetzt: Gott hört. Nach 14 Jahren aber wird Sarai, die Frau Abrams doch noch schwanger und gebiert Isaak. Da sich Ismael über Isaak lustig macht, werden er und Hagar, auf Sarais Wunsch, von Abraham weggeschickt. Sarai wünscht nicht, dass beide Söhne gemeinsam erben.

Zuerst ist Abraham unwillig, doch als ihm nachts ein Engel erscheint, der Sarais Wunsch bestätigt und ihm verspricht, auch aus Ismael ein großes Volk zu machen (Gen 21,12-13 EU), gibt er nach und schickt Hagar und Ismael mit Proviant fort. Als ihre Vorräte in der Wüste zu Ende gegangen

sind und ihr Sohn dem Tode nahe ist, erscheint Hagar wiederum ein Engel und zeigt ihr den rettenden Brunnen Zamzam. Der Engel wiederholt auch die bereits mehr als vierzehn Jahre früher gegebene Verheißung (Gen 21 EU). Die beiden bleiben in der Wüste Paran wohnen und Hagar wählt eine Ägypterin als Frau für Ismael und beide bekommen 12 Söhne – danach verliert sich Ismaels Spur in der Bibel. Umso stärker aber ist seine Stellung im Koran. Dort gilt er – zusammen mit Abraham – als Wiedererbauer der heiligen Kaaba und als Stammvater der arabischen Völker.

Wen Gott anschaut, für den will er auch eine Zukunft bereiten – eine Zukunft, die nicht in Abhängigkeit und Rechtlosigkeit besteht. Damit ist die Geschichte um die Magd Hagar letztlich eine revolutionäre Geschichte. Sie stellt uns den Gott vor Augen, der Menschen anschaut und der Menschen Recht verschafft – gegen alle scheinbar unveränderlichen Strukturen. Das könnte, das müsste für uns alle, die wir uns aus christlicher Hermeneutik um Inklusion bemühen, Anspruch und Auftrag genug sein. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.